Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 16. Bromberg, den 5. Februar 1925.

Der Mantel.

Eine Novelle von Nicolaj Gogol.
(Aus dem Russischen übertragen von Rudolf Kaßner.)

(Schluß.)

Wie er die Treppe hinunter, wie er weiter auf die Straße gekommen war, daran konnte Akaki Akakiewitsch sich nicht erinnern. Er spürte weder Hand noch Fuß; in seinem ganzen Leben war er noch nicht von einem General angeschrien worden, noch dazu von einem fremden. Auf der Straße wehte der Schnee. Akaki Akakiewitsch ging mit offenem Mund. Der Wind blies wie immer in Petersburg von allen vier Seiten; im Nu hatte er sich erkältet. So kam er zu Hause an, ohne die Kraft zu haben, auch nur ein Wort zu sagen. Ihn fror, und er legte sich ins Bett. Den nächsten Tag lag er im Fieber. Dank dem großmütigen, hilfsbereiten Petersburger Klima schritt die Krankheit schneller fort, als man sonst hätte erwarten dürfen, und nachdem der Doktor ihm den Puls gefühlt hatte, fand er nichts anderes mehr zu tun, als ein Rezept zu schreiben, nur damit der Kranke nicht ganz ohne die wohltätige Hilfe der Medizin sei, und erklärte ihm auch, daß er nicht mehr als höchstens zwei Tage werde zu leben haben; und sich zur Wirtin kehrend, setzte er hinzu: „Und Ihr, Alte, verliert nur keine Zeit und bestellt lieber gleich einen Sarg aus Fichtenholz; einer aus Eiche ist für ihn sowieso zu teuer.“ Hatte Akaki Akakiewitsch diese für ihn so überaus trostreichen Worte gehört oder nicht, haben sie ihn zu erschüttern vermocht, bedauerte er jetzt sein sorgenreiches, erbärmliches Leben — niemand vermag es zu sagen, denn Akaki Akakiewitsch befand sich die ganze Zeit über im Delirium. Ein Gesicht nach dem anderen ohne Unterbrechung jagte durch sein Gehirn: Petrowitsch erschien ihm, und er bestellte bei ihm einen Mantel, in- und auswendig voll von Fallen gegen die Diebe; diese lagen unter dem Bett, und er schrie nach der Wirtin, sie sollte einen von ihnen unter seiner Bettdecke, wohin dieser schon geraten sei, hervorziehen. Dann fragte er, warum vor ihm die alte Kapuze hinge, da er jetzt doch einen neuen Mantel besäße; auch schien ihm, er stünde vor dem General und ließe sich herunterreißen, und sagte nur immer wieder: „Verzeihung, Exzellenz, Verzeihung!“ Dann wieder fluchte er und nahm so entsetzliche Worte in den Mund, daß sich die Wirtin bekreuzigte; noch nie hatte sie solche Worte aus diesem Munde vernommen, und jetzt folgten diese Flüche stets unmittelbar auf „Eure Exzellenz“. Später sprach er nur noch ganz sinnloses Zeug, man konnte nur unterscheiden, daß alles sich um ein und denselben Mantel drehte. Endlich gab der arme Akaki Akakiewitsch seinen Geist auf.

Weder seine Zimmer noch irgendwelche Sachen darin wurden mit dem staatlichen Siegel versehen, denn erstens hatte er keine Erben, und zweitens hinterließ er nur sehr wenig, und zwar: ein Bündelchen mit Gänsefedern, ein Buch Amtspapier, drei Paar Socken, zwei bis drei abgerissene Hosenknöpfe und dann die dem Leser bekannte Kapuze. Wem das alles blieb, weiß Gott; ich gestehe, daß ich mich darum auch weiter nicht gekümmert habe.

Sie trugen Akaki Akakiewitsch hinaus und begruben ihn. Und Petersburg blieb nun ohne Akaki Akakiewitsch, als ob er niemals in dieser Stadt gelebt hätte. Mit ihm verschwand und verbarg sich für ewig ein Geschöpf, das keines Menschen Schutz genossen hatte, niemandem teuer und für niemand von irgendwelchem Interesse und nicht einmal die Aufmerksamkeit eines Naturforschers auf sich zu ziehen imstande war, welcher es ja nicht einmal verschmäht, eine gemeine Fliege aufzuspießen und unter dem Mikroskop zu betrachten, — ergeben hatte er den Hohn seiner Kollegen ertragen und stieg ohne irgendeine außerordentliche Tat verrichtet zu haben, ins Grab hinab. Doch auch er hat einmal, ganz kurz vor seinem Lebensende, im Licht gestanden, und der Mantel hatte für einen Augenblick sein armseliges Leben reich gemacht, und dann fiel ihn das Unglück an, nicht anders als es die Mächtigen der Erde anfällt.

Einige Tage nach seinem Tode wurde aus dem Ministerium ein Diener in sein Quartier geschickt mit dem Befehl, sofort zu erscheinen, der Vorstand wolle es; doch kam der Amtsdiener ohne ihn zurück mit der Antwort, Akaki Akakiewitsch könne nicht mehr kommen. Auf die Frage: warum? erwiderte er: „Darum, er ist tot; vor vier Tagen haben sie ihn begraben.“ So erfuhren sie im Amte den Tod des Akaki Akakiewitsch, und am nächsten Tage saß schon ein neuer an seiner Statt; dieser war viel größer und schrieb die Buchstaben bei weitem nicht mehr in so gerader Linie, sondern eben viel schiefer.

Doch wer kann sich vorstellen, daß hier noch nicht alles von Akaki Akakiewitsch gesagt ist, daß dieser vielmehr verurteilt war, noch einige Tage fortzuleben nach seinem Tode, gleichsam zum Ersatz dafür, daß sein Leben so unbemerkt geblieben war? Es hat sich jedenfalls so zugetragen, und unsere nüchterne Erzählung nimmt jetzt ganz unerwartet ein phantastisches Ende.

In Petersburg entstand plötzlich das Gerücht, daß in der Umgebung der Kalikinbrücke sich nachts ein Gespenst zeige, es gleiche einem Beamten, der so tue, als ob er einen Mantel suche, den man ihm genommen habe, und nun von allen Schultern, ohne Unterschied des Ranges und Berufes, in der Meinung, es sei sein eigener, alle Mäntel reiße, ob diese nun mit Katzen-, Biber-, Fuchs-, Nerz- oder Bärenfell oder auch nur mit Watte gefüttert seien. Ein Ministerialbeamter sah mit eigenen Augen das Gespenst und erkannte in ihm sofort Akaki Akakiewitsch, und er bekam davon einen solchen Schrecken, daß er auf und davon stürzte, das Gespenst nicht genauer betrachten konnte und nur sah, wie dieses ihm mit dem Finger drohte. Von allen Seiten liefen Klagen ein, daß nicht nur Titular-, sondern auch Hofräte von einer tüchtigen Erkältung befallen waren, weil ihnen der Pelz von den Schultern gerissen worden war. Die Polizei machte Anstalten, des Gespenstes tot oder lebendig habhaft zu werden, und hatte den Beschluß gefaßt, dieses aufs strengste, anderen zur Warnung, zu bestrafen, doch blieb jede Bemühung ohne Erfolg. Einmal hatte ein Wachtposten in der Kirjuschkingasse das Gespenst schon am Kragen, gerade in dem Augenblick, als dieses einem verabschiedeten Musikanten, der seinerzeit die Flöte geblasen hatte, den Mantel rauben wollte. Er hatte es schon, sage ich, fest und rief nur zwei Kameraden, die sollten es halten, solange bis er aus dem Stiefel seine Tabaksdose gezogen hätte, um seine mindestens schon sechsmal erfrorene Nase zu erfrischen. Doch war der Tabak derart, daß ihn nicht einmal ein Gespenst aushalten konnte. Kaum hatte der Wachtposten, mit dem Finger das rechte Nasenloch zuhaltend, ins linke den Schnupftabak gezogen, als das Gespenst so heftig zu niesen begann, daß es nur so in aller drei Augen spritzte. Und so, während sie sich noch die Augen rieben, verschwand das Gespenst, und sie wußten später nicht einmal, ob sie es wirklich in Händen gehabt hatten oder nicht. Seit-

dem hatten die Wachtposten alle eine solche Furcht vor Gespenstern, daß sie es nicht mehr wagten, diese lebend zu fangen, und ihnen nur von weitem zuriefen: „Du, geh du nur deines Weges!" und das Gespenst des Titularrats sich jetzt schon jenseits der Kalinkinbrücke zeigte und dort allen furchtsamen Leuten keine geringe Angst einjagte.

Doch wir haben ganz und gar die hochstehende Persönlichkeit sitzenlassen, die doch in Wirklichkeit die Ursache davon war, daß unsere wahre Geschichte nur eine so phantastische Richtung genommen hat. Zunächst sind wir es der Gerechtigkeit schuldig, zu berichten, daß sie bald, nachdem seinerzeit der arme, heruntergerissene Akaki Akakiewitsch hinausgegangen war, etwas wie Bedauern fühlte. Mitleid war ihr ja nicht fremd: ihr Herz war guter Regungen entschieden fähig, wenn sie auch ihr Rang meist daran hinderte, diese zu äußern. Sowie sie aber ihr Freund verlassen hatte, fing sie an, sich über den armen Akaki Akakiewitsch Gedanken zu machen. Und seitdem sah der hochgestellte Herr jeden Tag im Geiste den bleichen Titularrat vor sich, niedergedrückt von seinem Verweis. Ja, der Gedanke an ihn beunruhigte ihn so, daß er nach einer Woche beschloß, einen Beamten zu ihm zu schicken, um zu erfahren, wer er denn sei und in welcher Lage, und ob man nicht etwas für ihn tun könnte; und als ihm berichtet wurde, daß Akaki Akakiewitsch kurz darauf an Fieber gestorben sei, war er ganz betroffen, fühlte Gewissensbisse und konnte den ganzen Tag nicht in Stimmung kommen.

Doch er wollte sich ein wenig zerstreuen und den peinlichen Eindruck vergessen, und darum fuhr er abends zu einem seiner Kameraden, wo er Leute aus der guten Gesellschaft vorfand und, was noch wichtiger war, alle beinahe von demselben Rang, so daß er sich ganz frei bewegen konnte. Und das hatte eine wunderbare Wirkung auf sein Gemüt. Er war aufgeweckt, war sehr zuvorkommend im Gespräch, liebenswürdig — mit einem Wort, verbrachte den Abend äußerst angenehm. Zum Souper trank er zwei Glas Champagner — bekanntlich kein schlechtes Mittel, die Stimmung zu heben. Sie machten ihn zu tollen Streichen aufgelegt, das heißt: er beschloß, nicht nach Hause, sondern zu einer ihm bekannten Dame, Katharina Iwanowa, zu fahren, einer Deutschen, zu der er in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand. Es muß noch gesagt werden, daß die hochstehende Persönlichkeit nicht mehr sehr jung, ein sehr guter Gatte und sehr ehrbarer Familienvater war. Zwei Söhne, von denen einer schon in der Kanzlei Dienst tat, und eine liebliche, sechzehnjährige Tochter mit einer hübschen, ein wenig gebogenen Nase gaben ihm jeden Morgen einen Kuß und sagten „Bonjour, Papa!" Seine Gattin, die weder alt noch häßlich war, reichte ihm jedesmal zuerst ihre Hand zum Kusse und küßte dann das Innere der Hand ihres Gatten. Trotzdem also die hochstehende Persönlichkeit mit den häuslichen Zärtlichkeiten sich durchaus zufriedengeben konnte, fand sie es doch sehr schicklich, für ihre Freundschaftsbedürfnisse eine Freundin in einem anderen Stadtteil zu haben. Diese war weder hübscher noch jünger als ihre Frau, aber es gibt nun einmal solche Rätsel im Leben der Menschen, und die zu lösen ist hier nicht meine Aufgabe. Die hochstehende Persönlichkeit ging also die Stiege hinab, setzte sich in den Schlitten und rief dem Kutscher zu: „Zu Katharina Iwanowa!" In ihren kostbaren, warmen Mantel eingewickelt, befand sie sich in der Gemütslage, die jeder Russe für die glücklichste hält, das heißt: er selber denkt an nichts, während so ein angenehmer Gedanke nach dem anderen ihm durch den Kopf geht, ohne daß er die Mühe hätte, nach ihnen zu jagen und sie zu suchen. Seine Exzellenz dachte an die Gesellschaft, aus der sie kam, erinnerte sich an alle die treffenden Aussprüche, mit welchen sie den ganzen Kreis zum Lachen gebracht hatte; einige wiederholte sie jetzt halblaut vor sich und fand, daß sie eben noch so witzig wären wie vorhin und daß es darum gar nicht dumm sei, wenn sie selber darüber gelacht habe. Nur zuweilen störte ihr gute Stimmung ein heftiger Windstoß, der sie, Gott weiß woher und warum, plötzlich überfiel, ihr ins Gesicht Schneeflocken trieb und den Mantelkragen ganz wie ein Segel blähte und ihr diesen mit unnatürlicher Kraft um den Kopf schlug, so daß ihre Kraft kaum reichte, sich herauszuarbeiten. Doch da fühlte sie schon, daß jemand sie sehr fest am Kragen packte. Sie drehte sich um, sah einen Menschen von kleinem Wuchs in einer alten, abgetragenen Uniform und erkannte in ihm nicht ohne Schrecken Akaki Akakiewitsch. Das Gesicht des Beamten war bleich wie Schnee, und er blickte wie ein Toter. Doch der Schrecken der hochstehenden Persönlichkeit war ohne Grenzen, als sie sah, daß der Mund des Toten sich auftat und, indem er einen entsetzlichen Leichengeruch ausströmte, die Worte sprach: „Da bist du endlich. Jetzt habe ich dich . . . Deinen Mantel brauche ich! Du hast dich nicht um den meinigen gekümmert, du hast ihn mir heruntergerissen! Jetzt her mit deinem!"

Die hochstehende Persönlichkeit wäre vor Schreck beinahe gestorben. Wenn sie in der Kanzlei auch viel Mut besaß und jeder, der ihr männliches Gesicht und ihre Figur ansah, ausrief: O was für ein Kerl! so empfand sie doch jetzt gleich vielen Riesen eine solche Angst, daß sie nicht ohne Grund für ihre Gesundheit fürchtete. Sie selber nahm von ihrer Schulter den Mantel und schrie dem Kutscher zu: „Nach Hause, so schnell du kannst!" Als der Kutscher die Stimme hörte, die gewöhnlich nur in sehr entschlossenen Augenblicken so ertönte und dann meist von etwas, das sehr handgreiflich war, begleitet wurde, duckte er seinen Kopf, schwang die Peitsche und kehrte wie der Blitz um. In sechs Minuten war die hochstehende Persönlichkeit schon vor der Einfahrt ihres Hauses. Bleich, geängstigt, ohne Mantel fuhr sie so statt bei Katharina Iwanowa bei sich selber vor, stahl sich irgendwie in ihr Zimmer und brachte dort die Nacht in solcher Unruhe zu, daß am nächsten Morgen beim Tee das Töchterchen zu ihr sagte: „Du bist aber bleich heute, Papa." Doch Papa schwieg und sprach zu niemandem ein Wort von dem, was sich mit ihm zugetragen hatte, wo er gewesen war und wohin er hatte fahren wollen. Das Erlebnis machte auf ihn einen starken Eindruck. Er redete schon bedeutend seltener seine Untergebenen an mit dem bekannten: Wie können Sie es wagen? Wissen Sie, wer vor Ihnen steht? Und wenn es schon nicht anders ging, so geschah es doch niemals, bevor er nicht gehört hätte, um was es sich handelte.

Aber noch bemerkenswerter erscheint mir, daß sich seitdem das Gespenst nicht mehr gezeigt hat. Anscheinend hatte ihm der Generalsmantel vollkommen gepaßt; zum mindesten hat man nicht mehr von Fällen gehört, daß nachts Mäntel von den Schultern der Passanten gerissen worden wären. Natürlich ließen sich einige geschäftige Leute nicht beruhigen und erzählten, in entfernteren Stadtteilen habe sich das Gespenst des Beamten wieder gezeigt. Und ein Wachtposten hat sogar mit eigenen Augen gesehen, wie die Erscheinung aus einem Hause gekommen ist, doch da er eher schwach von Kräften war — so daß ihn einmal ein gewöhnliches ausgewachsenes Schwein, das aus einem Hof gestürzt kam, umwarf zum größten Gelächter der umstehenden Droschkenkutscher, von denen er sich dann einen Groschen für Tabak ausbat, weil sie Spott mit ihm getrieben hätten, — ich sage, da er eher schwach von Kräften war, so wagte er nicht, das Gespenst anzuhalten, vielmehr ging er ihm in der Finsternis so lange nach, bis es sich plötzlich umdrehte und ihn fragte, was er eigentlich von ihm wolle, und ihm dabei eine Faust zeigte, wie man sie an Lebendigen nicht sieht. Der Wachtposten antwortete nur: „Nichts!" und kehrte im Augenblick um. Nur war das Gespenst viel größer als der Titularrat und trug einen ungeheuren Schnurrbart. Es ging mit großen Schritten auf die Obuchoffsche Brücke zu und verschwand dort endgültig im Dunkel der Nacht.

Die wandernde Stadt.

Daß Menschen und Völker wandern, ist bekannt und interessant, daß aber ganze Völker wandern, kommt nicht so häufig vor, am seltensten, wenn diese Wanderung nicht nur einmal sondern zweimal geschieht.

Solche Merkwürdigkeit einer zweimaligen Wanderung bietet die Stadt Schwetz an der Weichsel.*) Der Name Schwetz wird doppelt erklärt. Einmal von Schweden. Sieben schwedische Seekönige hätten Schwetz gegründet. Das ist freilich eine Sage. Aber die Normannen haben auf ihren Wikingerschiffen alle Ströme Europas auf Seeraub befahren, bis nach Kiew. Warum sollten sie nicht auch die Weichsel aufgesucht und eine Ansiedlung angelegt haben? Dann würde Danzig die Erinnerung an die Dänen und Schwetz die an die Schweden, beides seefahrende Nordländer, festhalten.

Andererseits wird der Name von dem polnischen Swieca = Licht abgeleitet. Eine Sage erzählt: Herzog Swantopolk fuhr einst mit seinen Rittern von Culm zu Kahn nach Sartowitz. Es war finstere Nacht und die Weichsel hoch angeschwollen. Da kam der Kahn in einen Strudel und schlug um. Die Hälfte der Ritter ertrank, und Swantopolk wurde nur durch ein Licht gerettet. An der Mündung des Schwarzwassers in die Weichsel stand die Hütte eines bekehrten Sünders. Der hatte sich gerade dort angesiedelt, um Ertrinkende zu retten. In jener Nacht hatte er einen Unglücklichen aus dem Strudel gezogen, aber der

---

Kötz: Die Verlegung der Stadt Schwetz a. W. aus der Weichselniederung auf die Höhen am linken Schwarzwasser — 1830—1885 — (Zeitschrift des Historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder 1907).

hatte schon zu lange im Wasser gelegen und war am Sterben. Der Einsiedler bereitete ihn dazu vor. Da hörte er Geschrei und Rufen an der Weichsel. Den Sterbenden wollte er nicht verlassen, aber er sprang mit der Kerze ans Fenster, um wenigstens zu sehen, was der Lärm bedeute. Beim Schein dieses Lichtes sah einer der kassubischen Ritter in einem Begleitkahn seinen Herzog mit den Fluten ringen. Er faßte dessen Arm und mit Hilfe anderer wurde der Fürst gerettet. Der überfüllte Kahn schlug fast um, da teilte sich das Gewölk und der Mond schien strahlend herab. Swantopolks Ritter konnten nun die Landung glücklich beurteilen. Der gerettete Pommerellenherzog beschloß nun, an dieser Stelle ein Schloß zu bauen und dauernd ein Feuer auf dem Schloßturm zu Lob und Preis Gottes und zur Rettung in Wassersnot zu unterhalten. Auch das ist nur eine Sage, um das Wappen von Schwetz, eine brennende Kerze zwischen zwei Halbmonden, zu erklären. Die Sage enthält aber einen geschichtlichen Kern. Auf dem Gelände der heutigen Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt hat die älteste Pommernburg gelegen. Schwetz war Residenz des südlichen Teils von Pommerellen. Hier hielt Fürst Grimislaw († 1208) Hof. Er herrschte über ein Gebiet von Wissegrod bei Fordon bis Liebschau bei Dirschau. Im 11. November 1180 wurde in Schwetz eine der heiligen Jungfrau gewidmete Kirche geweiht, wohl an der Stätte der jetzigen Bernhardinerklosterkirche. Als die Kreuzritter 1242 Sartowitz eroberten, verlegte Swantopolk II. die Schwetzer Burg von der Höhe an den Fuß des Berges, wo das Schwarzwasser in die Weichsel mündete, um den Weichselstrom besser beherrschen zu können. Nach schwerer Belagerung eroberten die Deutschritter am 20. September 1309 die Burg und zerstörten sie, aber nur um sie fester aufzubauen. Um die Burg noch uneinnehmbarer zu machen, änderten sie die Mündung des Schwarzwassers, führten dieses zwischen Burgplatz und Höhe hindurch und hatten nun eine isolierte Burganlage. 1335—1344 wurde das steinerne Komtureischloß aufgebaut.

Von dieser Ordensburg sind noch ansehnliche Ruinen vorhanden. Vor allen ragt der runde Wehrturm, der Burgfried, wie ein Recke aus alter Zeit über das Weichseltal. Als ein Sinnbild für den Mann, der in größter Not dem deutschen Orden zum Retter wurde. Heinrich von Plauen, du reckenhafter, einsamer Turm, alles überragend, du Mann! Als der Hochmeister auf das Kampffeld bei Tannenberg zog, ließ er den Komtur von Schwetz als Seitendeckung zurück. In Tannenberg brach die Ordensgewalt zusammen, Verrat in den eigenen Reihen stieß den tapferen Kreuzrittern den Dolch in den Rücken. Die Blüte der Ritterschaft lag bei Tannenberg erschlagen, Verrat und Feigheit übergab dem Feind die festen Burgen, vor Mut- und Ratlosigkeit gab sich alles der Verzweiflung hin. Da reckte sich Heinrich von Plauen auf, raffte die wenigen Mannen zusammen, die er in Schwetz hatte, warf sich in die Marienburg und wendete das Kriegsgeschick. Der Polenkönig mußte von der Marienburg unverrichteter Sache abziehen und einen Frieden schließen, der wenig seinen Erwartungen entsprochen. Das hatte e i n Mann erreicht, der Wehrturm von Schwetz. Nach echt deutscher Weise konnte der deutsche Ritterorden nur durch den eigenen Schwertstoß fallen. Wie einst Arminius, wurde auch Heinrich von Plauen durch die, die er gerettet, gestürzt. Aber wie der Wehrturm über die Schwetzer Schloßruine ragt sein Gedächtnis durch die Geschichte.

Neben der alten Pommerellenburg auf der Höhe lag auch eine Siedelung. Als Feuersbrunst diesen Ort verheerte, sah der Ritterorden darin eine gute Gelegenheit, ihn von der Höhe in die Niederung neben Burg und Weichsel zu verlegen (1338—1375). Der Handel sollte dadurch belebt und der Schutz erhöht werden. So wurde zwischen Schwarzwasser und Weichsel neben der Burg die Stadt Schwetz aufgebaut, mit einer hohen Mauer gegen Feindgefahr und die Hochwasserfluten der Weichsel umgeben und 1338 mit dem deutschen Culmer Recht begabt. Auch wurde eine Pfarrkirche mit reich ausgeschmücktem Ostgiebel in der neuen Stadt errichtet (1400). Es waren Deutsche, die die neue Weichselstadt zur Blüte brachten.

Als aber die goldene Zeit der Ordensherrschaft vorüber war, wurden die Damm- und Mauerbauten vernachlässigt, und die Stadt hatte nun alljährlich von dem Weichselhochwasser schrecklich zu leiden. Ganz abgesehen von den Schrecknissen der Kriege. Im Jahre 1461 wurde die Schwetzer Burg übrigens vor allem durch die Thorner deutschen Bürger erobert. Im zweiten Thorner Frieden kam sie zum Lohn dafür auch in den Besitz von Thorn. Aber 1496 wurde sie schon Starosteisitz.

In der Reformationszeit muß die lutherische Lehre auch in Schwetz Eingang gefunden haben. Am 17. April 1590 untersagte ein Befehl des Königs Sigismund II. an Bürgermeister, Schöffen und Bürgerschaft, das Eindringen fremder Lehren in die bis dahin von der „Pest der Häresie" verschonte Stadt zu dulden. Aber trotzdem sitzen Lutheraner im Rat der Stadt, auch als das Verbot am 17. Dezember 1642, 6. August 1650 und 19. November 1709 wiederholt wird. Am 16. Juni 1739 hat sich der Rat vor dem bischöflichen Gericht wegen Erteilung des Bürgerrechts an Lutheraner zu verantworten.

Aber erst zu preußischer Zeit konnten sich die Evangelischen zum öffentlichen Gottesdienste zusammenfinden, zuerst in einem Mietshause, dann in einem Brauhause am alten Markt, das zu einem Bethause umgebaut und später auch mit einem Turm versehen wurde.

Die Verheerungen des Hochwassers lähmten mehr und mehr das Gedeihen der Stadt. Vor allem lenkte das Hochwasser des Jahres 1827 die Teilnahme der weitesten Kreise auf Schwetz. Selbst König Friedrich Wilhelm III. überzeugte sich persönlich von der Not. Nun begann das Beraten, wie man die Wiederkehr der Wassersnot verhindern könne. Am 24. März 1830 reichte die Bürgerschaft eine „Immediatvorstellung" an den König ein mit der Bitte um „Bewilligung von Baugeldern behufs Translokation ihrer Gebäude nach der Höhe am linken Ufer des Schwarzwassers". Da aber die Regierung über Erwägungen nicht hinauskam, beschlossen die Schwetzer 1854 die „Translokation der Stadt auf Aktien" und die Begründung einer Aktiengesellschaft, ein Beschluß, der einen ganz amerikanisch anmutet. Nun wurde endlich am 28. Dezember 1857 die Verlegung der Stadt genehmigt. Wer umsiedelte, bekam eine Baubeihilfe, mußte aber sich grundbuchlich eine Baubeschränkung eintragen lassen, daß seine alte Baustelle in der Niederung nie mehr bebaut würde. Mit viel Mühe, Streit und Zähigkeit wurde die Wanderung auf die Höhe ausgeführt. Im Jahre 1885 ist sie im großen und ganzen beendet. Nur die katholische Pfarrkirche blieb mit ein paar kleinen Häuschen und Resten der alten Stadtmauer unten, um die Stätte der Ordensstadt festzuhalten und den Hochwasserstand weiter zu messen.

Den Abschluß der Verlegung bildete der Bau der zweitürmigen evangelischen Kirche auf der Höhe. Am 15. März 1894 fand die Einweihung statt. Der Generalsuperintendent D. Doeblin sprach dabei über den Anfang des 40. Psalms: „Ich harrete des Herrn; und er neigte sich zu mir und hörte mein Schreien und zog mich aus der grausamen Grube und aus dem Schlamm und stellte meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiß treten kann, und hat mir ein neu Lied in meinen Mund gegeben, zu loben unsern Gott."

Unmusikalisch.

Skizze von Magdalena Eisenberg.

Ein versteckter Winkel im Stadtwald.

Die fesche kleine Lilli wartet auf die Liebeserklärung des Assessors. Aber ehe er noch ansetzen kann, ertönt unweit eine Drehorgel: Gold und Silber lieb' ich sehr . . . Und während Lillis Blondkopf sich erwartungsvoll ein wenig seitwärts dreht, hebt der Dritte im Bunde, der gute alte Dackel, seinen braunen Kopf schwermütig schief und — heult.

„Sei ruhig, Männe!" Die zierliche Schuhspitze der Herrin tippt an die Dackelstirn, worauf die klugen Hundeaugen erst diese, dann den Assessor verlegen anglänzen. Der klopft ihm wohlwollend den Rücken:

„Mach' deinen Gefühlen ruhig Luft, alter Kerl. Es ist ungesund, damit zurückzuhalten."

Lilli lacht:

„Warum mögen Hunde nur so unmusikalisch sein? — So unmusikalisch, daß sie rücksichtslos dazwischen heulen, wenn Musik gemacht wird?"

„Hm", zitierte der Assessor Wilhelm Busch. „Musik wird oft nicht schön empfunden, weil sie — stets mit Geräusch verbunden. Ich kann Männe sehr gut verstehen."

„So."

„Ja, soll ich Ihnen erzählen, wie ich zu diesem Verständnis kam?"

Arme kleine Lilli. Es interessiert sie wirklich nicht, und sie möchte dem Gespräch so gern eine mehr persönliche — intimere Wendung geben. Aber sie muß doch notgedrungen antworten:

„Bitte ja."

„Ja sehen Sie, ich bewohne trotz der Wohnungsknappheit ein wunderschönes großes helles Zimmer und habe eigentlich in den wenigen Wochen meines hiesigen Wirkens das Städtchen recht lieb gewonnen, würde nichts dagegen haben, meine Tage hier als Amtsrichter mit einer hübschen jungen Frau zuzubringen." Bei diesen Worten traf Lilli ein vielsagender Seitenblick. Dann fuhr Assessor Römer fort: „Aber ein — gutes Tier ist das Klavier, und ich be-

finde mich eigentlich schon seit Jahren auf der Flucht vor dieser langzähnigen Bestie. Nie aber wurde die Hölle so unerträglich wie in meinem jetzigen, sonst so behaglichen Heim. Stellen Sie sich vor: Abends, müde, abgespannt vom Dienst, mit der Sehnsucht, sich gefühlvollen Träumen hinzugeben, sinke ich in die weichen Daunen, um in das Glück des Schlafes zu versinken — da geht es los! — Sie müssen nämlich wissen, daß über mir die Klavierlehrerin Tiedemann wohnt, und ausgerechnet gerade über meinem Zimmer wird — geübt. Schön. Jeder Mensch muß leben und natürlich von irgendeinem Beruf. Aber dafür ist doch der Tag da, nicht wahr, und die ganze Klimperei den langen Tag über nehme ich der Dame auch nicht im geringsten übel. Aber abends um neune, wenn ich ins Bett gehe — ich bin ein solider Mensch, Frühaufsteher und Frühzubettgeher, und um neun Uhr sollte doch auch für — Klavierlehrerinnen der Dienst aufhören, meinen Sie nicht? Aber dieses gutmütige Luder — pardon! — hat sich da offenbar aus Mitleid oder sonstwelchen verwandtschaftlichen Gründen irgendeinen ehrgeizigen Jüngling aufgehalst, den alle neun Musen hassen, einen Menschen mit einem unglückseligen Mißtalent, der den fatalen Ehrgeiz hat, sich musikalisch zu betätigen, und am Tage wahrscheinlich gelyncht zu werden fürchtet, wenn er mit der Notenmappe über die Straße geht. — Fräulein Lilli, nur Sie können mich retten."

„Ich?" rief das junge Mädchen, entsetzt aufspringend.

„Ja, pumpen Sie mir Ihren Dackel! Wenn ich ihn noch tüchtig kneife, vielleicht heult er dann so, wenn die „Musik" heute abend wieder losgeht, daß dem Musikanten über mir die Lust ein für allemal vergeht. — **Aber was haben Sie?"**

Ja was hat sie?

Bleich, mit fliegenden **Nasenflügeln steht** die hübsche kleine Lilli auf und keucht, den **Schirm** marschbereit in der Hand:

„Männe, komm!" Und hastigen Schrittes stürzt sie davon, den Assessor in völliger Ratlosigkeit zurücklassend.

Wie sonderbar doch die Frauen sein können, grübelte der junge Mann, als er endlich nach Hause ging, und zerbrach sich den ganzen Tag über den Kopf über das sonderbare Verhalten des geliebten Mädchens, das er sich nicht erklären konnte.

Aber an diesem Abend ertönte über dem Zimmer des Assessors — keine Musik, und eine Ahnung kam ihm, die ihm wie leichter Schauer über den Rücken lief.

Stumm entkleidete er sich und lag bei offenen Fenstern nachdenklich im Bette, die wohltuende Ruhe bewußt genießend, als in der Ferne des lauen Sommerabends eine Drehorgel einsetzte, wahrscheinlich dieselbe, die er bereits am Tage im Stadtwalde gehört hatte: „Behüt' dich Gott, es wär' so schön gewesen . . . Behüt' dich Gott . . ."

„Es hat nicht sollen sein," murmelte der Einschlafende mit einem seligen Lächeln. —

Es soll nicht häufig vorkommen, daß ein Leiermann für seine Musik — eine Mark in die Hand gedrückt kriegt, wie das am nächsten Tage im besagten Städtchen geschah. Denn die Leiermusik wird im allgemeinen nicht sehr hoch geschätzt. Aber hin und wieder gibt es doch so — unmusikalische Menschen.

Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andere belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Wir leben in der Zeit der Jubiläen. Wer zehn Jahre verheiratet ist oder im selben Geschäft gearbeitet hat, was oft auf dasselbe hinausläuft, feiert sein Jubiläum. Jetzt hat es auch Silvio Visconti so weit gebracht, allerdings brauchte er 50 Jahre dazu. Wer ist Visconti? Ein Räuber! Und sein Jubiläum? 50 Jahre Kerker! Silvio gehörte der in den siebziger Jahren berüchtigten italienischen Räuberbande von Rosarelli an und sitzt seit 1875 zu Roccastrata im Kerker. Als der 76jährige wegen guter Führung entlassen wurde, unternahm er sofort einen neuen Raubzug, der ihn wieder ins Zuchthaus brachte. Weitere Jubiläen dürfte der Räuberveteran kaum erleben.

Geschichten mit gefundenen Schätzen habe ich niemals geglaubt, sie haben immer etwas von „1000 und eine Nacht" an sich, außerdem — — nur drei Beispiele aus letzter Zeit. Aus der Wüste Gobi, gegen welche die Sahara ein blumiger Garten ist, kehrte kürzlich der russische Professor Kozlow zurück. Lange war er allein in der wilden, wilden Wüste geblieben, mehrere Jahre, aber dafür brachte er auch Schätze mit! Tief unter dem Sand der Wildnis hatte er eine aus 2500 Bänden bestehende Bibliothek in sieben Sprachen sowie ein Wörterbuch in einer unbekannten Sprache gefunden! Was nicht alles in der Wüste auf uns wartet, man soll es kaum glauben.

Aber das ist noch gar nichts gegen die Geschichte mit dem Ofen. Wurde da in Paris bei einer Auktion billiger Sachen auch ein kleiner Kanonenofen versteigert, der für zehn Frank abging. Als der Käufer ihn hinaustrug, brach er (der Ofen, nicht der Käufer) auseinander und ein Strom von 50 000 Frank in Gold ergoß sich auf den Boden! Eine solche Menge, es handelte sich um 5000 Stücke, geht kaum in einen so kleinen Ofen, außerdem hat diese Summe ein derartiges Gewicht, daß es dem Verkäufer doch aufgefallen sein müßte. Solche Geschichten haben meist einen wahren Kern, leiden aber an maßloser Übertreibung, der Professor Kozlow wird in der Wüste ein vergilbtes Blatt gefunden haben, dessen Schriftzüge er nicht mehr lesen konnte, und der Ofenkäufer wird in der Asche einen Silberfranken entdeckt haben.

Mehr Aussicht auf Wahrscheinlichkeit hat wohl die Nachricht aus Alicante, wo man einen Mann begraben hatte, der nach seinem Tod mit dem großen Los herauskam. Seine Witwe kannte die Nummer, fand aber das Los nicht, bis einer auf die Idee kam, die Leiche auszugraben und — in ihren Taschen nachzusehen? Taschen? Gewiß, man hatte den Mann in seinen Kleidern begraben. Und tatsächlich befand sich das Los in seiner linken Rocktasche. Beglückt holte die Witwe ihr Geld ab.

Es geht nichts über einen frischen, frohen Geist bis hoch hinein ins hohe Alter. Wenn ich mal 100 Jahre bin, setze ich mich auf kein Motorrad mehr, werde auch kaum wieder Flugzeugführer spielen oder einen Viererzug lenken. Andere machen's, Gott mit ihnen! Kingsston in der Grafschaft Surrey ist ein altes Nest, dort lebt ein Mädchen im jugendlichen Alter von 108 Jahren. Ihren Geburtstag feierte sie durch einen Ausflug auf dem Motorrad und hat die Absicht, bei ihrem 104. Jahrestage eine Flugzeugtour zu unternehmen. Da kann man nur sagen: Heil, alte Dame, Heil!

Seit 125 Jahren erhält die Familie Deckers zu Groederblum ihre sämtlichen Lebensmittel von der Familie Kuypers, die eine Farm besitzt, während diese wiederum ebenfalls seit 1800 alle Anzüge in der Deckerschen Schneiderwerkstatt machen läßt. Da die Kuypers stets sehr viel Kinder hatten, wird behauptet, daß beide Familien voneinander lebten. Nun ist dieses reine Verhältnis durch die Verlobung des jüngsten Kuypers mit Fräulein Deckers gekrönt worden. Bald darauf erfolgte prompt der Bruch des Verhältnisses, denn selbst die längsten Freundschaften kann eine solche Verlobung zerstören. Die gelieferten Lebensmittel taugten auf einmal nichts mehr, die Anzüge saßen schlecht, nun, wem erzählt man das? Wir wissen Bescheid, wie es bei zärtlichen Verwandten zuzugehen pflegt. M. F.

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Bunte Bräute.** Das weiße Hochzeitskleid, der weiße Brautschleier, die weißen Schuhe — das sind Dinge, die für uns unzertrennlich mit dem Bild einer Braut verknüpft sind. Aber die Mode macht auch vor diesen eingewurzelten Vorstellungen nicht halt, sondern sie beschert uns jetzt die „bunte Braut". In neuester Zeit hat sich die Zahl der Bräute, die in reicher Farbenpracht vor den Altar traten, vermehrt, und in England ist sogar bei den Hochzeiten der vornehmsten Gesellschaft ein stark farbiger Einschlag in den Toiletten der Braut und ihrer Brautjungfern üblich geworden. Als Grund führt man hauptsächlich an, daß das einförmige und nüchterne Bild, das das Brautpaar in der Kirche bietet, durch diese koloristische Note belebt und verschönert wird. Die Vorkämpferinnen der bunten Hochzeitskleider können sich auch auf die Vergangenheit berufen, in der reiche Farben in den Hochzeitstrachten verwendet wurden. Aber es darf doch fraglich erscheinen, ob die „bunte Braut" eine Dauererscheinung in der Kirche werden wird. Das Weiß, die Farbe der Unschuld, ist nun einmal die traditionelle Farbe, die im Hochzeitskleid vorgeschrieben ist, und ebenso ist der weiße Brautschleier von altersher die schönste Zierde der Braut. Unter den Geistlichen macht sich in England eine starke Gegnerschaft geltend, und man will neben der weißen Braut höchstens noch die „silberne" oder „goldene" anerkennen. Die starken Farben nehmen der Trauzeremonie die Feierlichkeit und Würde. Die Dame, der Weiß durchaus nicht steht, soll sich daher mit einem Kleid aus Silberstoff und Silberspitzen behelfen oder sie soll in einem jener goldfarbenen Gewänder erscheinen, die ja augenblicklich die große Mode sind.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.